

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1927**

255 (2.11.1927) Die Mußestunde

# Die Wußestunde

## Zur Unterhaltung und Belehrung

44. Woche / 47. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 2. November 1927

### Regentrüber Herbstabend

Von Max Barthel.

Der Himmel ist voller Trauer und nicht seinen Gram sprühend zur Erde. In den Wipfeln umliegenden Bäumen brauen ändernde Kräfte. Die Welt ist kühl und unauffällig und verdrossen. Der Sommer ist ja vergangen, und den Herbst endet der Winter.

Wie gegenüber leuchtet im grauen Abend ein Lichtschein, ein frohendes Fenster. Gegen den Goldgrund des Zimmers hebt sich ein Gestalt ab, tief schwarz, in scharfen Umrisen ... läßt sie aus Fenster blickend. Eine Geige klingt.

Gehäufig raucht der lanameisige Regen hernieder. Auf der Straße knirschen die Schritte eines Wanders, der eilend heim will. Der eilend heim will ... Du einjamer Geier mir gegenüber, sage, wer du bist? Was soll jetzt dein Ziel mitten im Regen?

Freund! Bruder! Goldige Strahlen verlen von deiner Geige in edel gezierter Tönung und fallen wärmend in den kalten Abend, sind voller Glanz und Licht und Heimat und sprechen wie die Stimme der Heimat: auszubalzen in diesen kalten Tagen und der Winterzeit zu gedenken. (Mit besonderer Erlaubnis des Verlages Eugen Diederichs, Jena, dem Buche „Arbeiterleben“ von Max Barthel entnommen.)

### Allerseelen

Ein Vogel fliegt ... Auf einem Friedhof im Berliner Norden ist es geworden. Dort, wo das Krematorium sich erhebt und neben den wenigen Reichen die vielen Armen ihre Ruhestätte gefunden haben. So eng, wie sie gewohnt im Leben, ruhen die Proletarier beieinander im Tode. Ein Quadratkilometer Erde — viel mehr ist es nicht — nimmt vier Arnen, nimmt vier Menschen in seine dunkle Tiefe auf. So sind die Besten noch im Tode zusammengedrückt, zusammengepfercht ...

Ein Vogel fliegt in den Zweigen. Er ruft und lacht: Kommt und seht! Da ich das Buchschwert auseinanderlöse, schaue ich eine Frau in schlichtem Gewande, ein Proletarierweib. Halbhinnecht, halbhinnecht. Kopf und Brust sind vorn übergelegt. Ganz starr und ernst ruht ihr Auge auf der kleinen Steinplatte des Grabes. Am Besaum hinter ihr ist fruchtig schwarzer Hollunderstrauch. Auf einem Ast sitzt der geliebte Sänger, und sein Schnäbelchen vibriert mit allen Kräften in die Luft hinaus: Kommt und seht! Noch weiter rückt ich die Zweige auseinander. Noch mehr kann ich schauen. In der einen Hand hält das arme Weib einen selbstgefertigten Pinsel. In der anderen Hand trägt es eine alte Konfervenbüchse mit schwarzer Farbe. Behutsam zeichnet sie die von Wind und Wetter ausgelöschten Buchstaben des Grabsteines nach. Langsam, feierlich verrichtet sie ihr Werk. Wehmut, Andacht und Hingabe umströmen ihr Tun. Heiß werden ihr die eingefallenen Wangen und immer verengener die dunklen Rinde. Alles um sie her versinkt. Vergessen ist die Qual des Alltags. Aus der Grabstätte steigt es auf wie warmes Leben und legt sich um die Verwaiste mit den weichen Armen von Liebe und Erinnerung. Und der Vogel fliegt, und es klingt in mir wie Harfenaktion, wie wenn das Leben selber in die Saiten greift.

Jetzt formen sich des Weibes Lippen, als ob sie den teuren Namen hauchen müßte, dessen Vinken sie mit bebenden Fingern nachsieht. Ein lücheln lächelt um die vergrämten Züge. Leuchten der Erinnerung schimmert auf ... Jugendfreude und Malenallid wiegen miteinander im Tanz ... So können die Erinnerungen durch des Weibes Seele. So fliehen die Buchstaben aus zitternder Sand. Und der Vogel fliegt. Ernst und dumpf ertönt das Lied des Lebens: vom gemeinsamen Ringen um eine neue Gemeinschaft, vom gemeinsamen Kampf mit den Mächten in uns und außer uns, von Hemmungen und Widerständen, von Kindesglück und Nahrungspein, von Arbeitslosigkeit, Krankheit und Sterben. Zuletzt versinkt und verflinnet alles wie in dumpfem Geläch der Verweilung.

ihrem Sprünge auf diesen zu sitzen. Wieviel stellt sie dann mit ihren Schreitbändern das Tier auseinander und verhält sich in Eile fortwährend als sie kann, darüber ihre Umgebung ganz vergessend. Blühend erhebt ein Raufvogel und Wolken, ein mächtiger Felsblock flitzt auf die freude Kabe. Sie will aufspringen, den Gennet zu lassen, sinkt aber zurück, das Rückgrat ist ihr verschmetert. Währendes Brüllen erschüttert die Luft, Freudenschnelle antworten oben vom Fels. Während das Tier in seiner Freiheit seine Umgebung ganz verach, waren die mutigen Männer auf den Fels geflohen, um von dort einen Felsblock, der loder lag, auf ihren Todfeind zu schleudern. Der hatte sein Ziel getroffen. Die Männer leben dies wohl und kommen wieder herunter. ...

### Welt und Wissen

„Die Eisenbahn der Hochfläche“, so nennt man im Oberen Amazonas in Kolumbien, und tatsächlich, wenn auch die Bahnhöfe, die oft bis 4000 Fuß liegen, höchstens 10 Kilometer häufig machen, wird ein gewaltiger Anteil des Frachtverkehrs, besonders wenn es sich um keine verpackbare Ware handelt, von ihnen bewältigt. Henry Doel, der vor einiger Zeit Wanderungen in den Anden in Kolumbien gemacht hat, erzählt in seinem bei Brockhaus erschienenen Buch „Aus Bolivias Bergen“, daß ein männliches Lama bis zu 100 Pfund zu tragen vermag. Dabei ist das Tier wohl unerreicht anspruchslos und billig, es gibt Fleisch und Wolle und „läßt sich“ einen der häufigsten Brennstoffe, seinen Mist, ein zwar wenig schön riechendes, stark rauchendes, aber sehr wertvolles Material, mit dem geheizt und Erz geschmolzen wird. Ohne diesen Mist könnte der Mensch dort nicht leben. Dabei besitzen die Tiere eine unschätzbare Eigenschaft, die sie als Brennstoffspender so wertvoll macht: wo eins sich ein Pfädehen für ein distriertes Geschäft sucht, da schießt sich die ganze Herde hingee, und nur so ist es möglich, große Mengen dieses wertvollen Stoffes zu gewinnen.

### Literatur

Wir sind uns nahe. Von Adolf Hauert. Im Verlag des freien westlichen Schuls — Magdeburg, Viktorstraße 5, ist ein neues Weihnachtsbuch von Adolf Hauert — Magdeburg erschienen. Preis 80 Pf. Das bühnenwirksame Stück kann allen Schülern und Schülern empfohlen werden, da es neue Gedanken und Ausdrucksformen enthält, die jedem modernen Menschen etwas zu sagen haben. — Das Weihnachtsfest erhält in diesem Spiel eine neue Würdigung, eine verteilte Bedeutung. Wohl nicht die Liebe von Mensch zu Mensch, die alles umschließt, die opferbereite. Die Aufführung ist ganz aus der Arbeit der Schulbühne geboren. Stoff aus dem Erlebnis der Kinder, die Darstellung läßt ihrem eigenen Spiel und Gestaltungstrieb freien Raum, Dekoration und Kostüme ohne großen Aufwand an Kosten, zahlreiche Mitwirkende, die keine großen Schwierigkeiten zu überwinden haben, Arbeitsleistung beim Einüben, Beteiligung der ganzen Schulgemeinschaft. Bewegungsdarstellung und Sprecher können auch für sich allein aufgeführt werden. Für den ersten Abend im Hinblick eine ausführliche Choreographie. Auch für den Sprecher sind gute Regieempfehlungen gegeben. Möge dieses Spiel recht viele Aufführungen erleben, zur Freude der Schulen.

Die Welt hinter dem Himalaya. In Gebiete, die vor ihm noch kein weißer Mann betrat, drang Capt. R. Shagob Ward vor. Er berichtet uns im Oktoberheft der „Koralle“, das schon erschienen, über diese anspannenden Entdeckungen, welche Expeditionen über den Himalaya. Die Expeditionen, mit denen der ungewöhnlich fessende Ausflug illustriert ist, geben einen Begriff von der Braut dieser Landschaft, wo einer der größten Flüsse der Welt in 3300 Meter Höhe das mächtigste Gebirge der Erde durchdringt.

Beispielt für Kunst. Monatsheft für eine geistige Erneuerung der deutschen Kunst. Hauptredaktion: Dr. Alfred Döhl. Zielgraber-Verlag, Leipzig. Oktoberheft. Heftpreis 1,20 M. Monatsheftpreis vierteljährlich 4 M. Das neue Heft bringt wieder einmal eine ihrer originellen geistig anregenden Preisaufgaben, die für einen bedeutenden Künstler geradezu lochend ist. Es handelt sich um die Vergeltung zweier berühmter mittelalterlicher Fassungen von Goethes „Wagners Abendlied“, wobei der Leser zu entscheiden hat, welcher Fassung der Vorzug zu geben ist. Rund um die dominante „Zweite Stelle Große heraus“ befindet sich der von Dr. Alfred Döhl geschriebene Text, der zum erstenmal einen umfassenden Angriff auf das Geheimnis jener berühmten Stelle unternimmt. Aus der Reihe der übrigen Aufsätze ist besonders auf den von Dr. Siegfried Kallenberg über „Gefährliche Musik“ hingewiesen, der von den epodemachenden Entdeckungen von Jörg Wagner und Leo Döhl herleitet. Weiter Weges Salonietta legt Hermann Gabner, der bekannte Komponist, seine geistvollen Betrachtungen vor, über „Das musikalische Paris“ schreibt der bekannte Rasse Sabanejev in seiner faszinierend transkribierten Weise, Dr. S. Grunditz berichtet über ein neues wichtiges Werk von Alfred Lorenz über „Wagners Tristan und Isolde“, und Franz Mayerhoff, der Chemiker-Ordinarius, plantert in reizender Weise über seine Kunstfahrt mit dem Chemiker Jakob Stöckert zur Frankfurter Musikantensitzung, wo er in letzter Stunde für den Chor der Berliner Musikhochschule eintrumpfen mußte. Weitere Aufsätze über Unterrichtsweisen, Zeitung des Reichsverbandes, Kallenberg und Arnold Schönbauer, sowie die üblichen Musikberichte und ein ausführlicher Vortragsbericht runden das Heft ab. Eine wertvolle Beilage bringt ein schönes Bild von Julius Kraus auf ein Gedicht von Hermann Heine.

Der Weg aus der Verkommenheit. Roman von Anton Dörfler. Volksverband der Bücherfreunde, Neuwelver-Verlag G.m.b.H., Berlin-Charlottenburg 2. — Die ganze tiefdunkelste Problematik des neuzeitlichen, nach innerlicher Befreiung strebenden Menschen führt uns der Autor in der Person eines Kindes vor Augen, der aus der Einsamkeit zur unmittelbaren Weltlichkeit, zur Tat, wagt. Inmitten einer herben, reichbelebten realistischen Landschaft veranschaulicht der Roman den strengen und harten Sinn, den weiche Herzen sich durch schwere Wirtskräfte hindurch erkämpfen müssen. Die Gestaltung der Charaktere und die mit ihnen verknüpfte Schicksale sind glücklicher und souverän durchgeführt. Preis in Halbtaler geb. 3,50 M. Unter den vielseitigen Erscheinungen des V.d.B. nehmen die Werke namhafter lebender Dichter eine besonders bevorzugte Stellung ein. Namen viele Vergessenen, Enting, Erhart, Gylas, Kärlin, Anselma Reine, Harms,

Die Sozialistischen Monatshefte, redigiert von Dr. J. Bloch (Gesellschaftliche Berlin W. 35, Potsdamer Straße 121) haben eben das 10. Heft ihres 33. Jahrgangs erscheinen lassen. Aus seinem Inhalt heben wir hervor: Wiederrück von Paul Ramstein — Neue Wege und Ziele der Sozialreform von Prof. Max Schippel — Essentielle Hand oder private Unternehmung? von Prof. Hugo Lindemann — Ursprünge, Wandlungen und Tendenzen amerikanischer Arbeiterbewegung von Dr. Adolf Reichwein — Problematik der Frauenbewegung von Dr. Meta Gollmann — Seber für sich sucht die Sonne von David Zuckerman — Die Situation der europäischen Kunst, von Hans Heinz Staudenmann — Die Krise der bildenden Kunst von Otto Nagel — Das Ergebnis der Völkervereinigung von Dr. Rudolph Quessel, M.D.R. — Internationale Sozialpolitik von Dr. Ludwig Preller. Der Staatssozialismus in England von Dr. Walter Vahl — Die Gewerkschaftsinternationale von Dr. Franz Gollmann — Das freie Volksbildungswesen in Deutschland von Dr. Herbert Röhmann — Mikropolitik von Zuba Seman — Geburtenrückgang und Bevölkerungsprobleme von Dr. Max Hübner — Zur Strafrechtsreform von Dr. Karl Steinbock — Von neuen Romanen von Dr. Max Hübner — Berufsquellen der Industrie von Dr. Heinrich Zuy — Wohnsiedlungsprojekte von Dr. Otto Ratzke — Die Feste: Konrad Radd, Hugo Wolf, Richard Wagner, Henry Ford, Sanderson, Alfred von Malin, Jakob Scherer, Martin Segel; und anderes mehr. Der Preis des Heftes beträgt 75 Pfennige. Der eines Vierteljahresabonnements 2,25 M. Probehefte stehen auf Verlangen beim Verlag kostenfrei zur Verfügung.

Warum nervös? Ihre schwachen Nerven könnten wirklich eine Aufrechterhaltung betragen. Sie denken auch viel zu wenig an sich selbst. Das heißt nicht, Sie sollten Ihre Köpfe bade und eine Erholungskur antreten. Aus der sind sie ja erst zurückgekehrt. Und schon wieder merken sie das alte Liebes: die Nervosität. Sie müssen also Nervosität das ganze Jahr über meiden. Das heißt viel Zeit und Geld? Nein, das kostet nur 99 Pfennige, für die sie sich das neue „Warum nervös“ anschaffen. Außer leicht verständlichen, belehrenden Aufsätzen zeigt es einfache Wege zu stärkeren Nerven. Ueberall zu haben, wenn nicht, beim Verlag Otto Weber, Leipzig, Weißstraße/Weberhaus.

### Käselecke

Zusammenstellung Käselecke

Die Buchstaben und Wörter: Regen, Teerofe, G. Banderofe, Ton, H. Mitte, Tag, Stroblumen, Schöbe, und Baumleite sind für untereinanderzubringen, daß eine Frau entsteht, die oben und unten schön aussieht. Ist die Zusammenstellung richtig, so ist von oben nach unten in der Mittelachse ein Wort zu lesen, das einen Zeitschnitt nennt.

### Käsele

Eine Stadt nicht weit vom Rhein; Arme sollen trinken.

### Käseleausföjungen

Bestenbild: Man stelle das Bild auf die linke Seite. Zwischen den Erdhöhlen des Ackerbodens, unmittelbar bei den arbeitenden Frauen, lüchelt man die Figur des ausstreichenden Verwalters.

### Weg und Humor

Wichtige Föjungen fanden ein: Friedrich Nitsche, Max Dreufuß, Gretel Armbruster, Georg Menges, Adolf Kübler, Karlrose, Erika Oberader, Sonnie Pfannenbörker, Anna Pfannenbörker, Sagsfeld, Emil Gremmelmatier, Sulstfeld.

Angewandter Darwinismus. Tante Frieda hat eine idiotische Abneigung gegen Affen. Wenn sie einen sieht, läuft sie schreiend davon. Vor ein paar Tagen war im trauten Familienkreis davon die Rede, daß der Mensch vom Affen abstamme. — Tante Frieda sagte: „Davon bin ich fest überzeugt — so unjovialistisch können einem nur Verwandte sein!“

Rheinlieder. Mir kommt der Rhein vor wie 'ne Grammophonplatte. — „Wie so?“ — „Nun, viel beunigen und ausgeleiert!“ (Wahrer Jakob.)

Unachtsam. Mr. Mallinson kam plötzlich in schrecklicher Gedanke. Er war mit seiner Frau unterwegs zum Kino, als ihm einfiel, daß er den Robbenkeller nicht abgeschlossen hatte. So ging er zurück, drehte den Schlüssel im Schloß um, ließ ihn in seine Tasche gleiten und lenkte seine Schritte wieder zum Kino. — Als er drei Stunden darauf sein Heim erreichte, fand er den Nachbar in einem Zustande höchster Empörung vor. — „Was haben Sie denn nun?“ fragte Mr. Mallinson. — „Wahrscheinlich antwortete der andere: „Ja, wissen Sie denn nicht, daß Sie meine Frau in Ihrem Robbenkeller eingeschlossen haben?“ — „Da können Sie, lieber Nachbar, von Glück sagen, daß ich sie nicht im Schlafzimmer eingeschlossen habe!“

Der Ausweg. Eine Anstellung, die von ihrem Geschäftsbereich nach dem ursprünglichen Angebotskriterium beabsichtigt wird, schreibt an ihren Chef: „Infolge der neuen Teuerungswelle sehe ich mich zu meinem lebhaften Bedauern gezwungen, mein Alter um fünf Jahre zu erhöhen.“

Wie sie es auffaßt. Eine Dönne wird von einem Auto überfahren. Als das Auto schon längst weiter gefahren war, ermahnte die Dönne wieder, schüttelt ihr Gefieber und sagt nur: „Berühmter Dahn!“

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Nun schreibt sie das Datum des Todesstages. Das also ist das Ende: Ausgelitten und überwunden! Nach dem Sturm die Stille, nach dem Kampf der Friede! Ich glaube, es geht wie Schluchsen durch des Weibes Körper, wie schütterndes Weinen. Seht, noch tiefer neigt sie sich nach vorne und aus ihren Augen perlen Tränen. Ihre Hand klebt den kalten Stein und die kleinen blauen Blumen, die ihn umsäumen. Mit einem Mal hält sie inne. Ihre Augen verweilen finnen auf der unteren freigelegenen Stelle des Grabsteines. Tiefe Bewegung schüttelt sie und wie eine Gebende, die nach Erlösung ruft, breitet sie ihre Arme über das fiedelnde Erde aus. Gram und Sorge schwinden für einen Augenblick aus dem verbrämten Antlitz. Ueber das müde und gealterte Duldherhaupt gleitet es wie ein Schein der Ewigkeit. Und während der Angel schweigt, zerfließt und verwandelt eine demütige Seele, und aus verlorenen Fernen ertönt ihr wie eine Welt des Trostes die Musik des Allerdüers: ... Warte nur, warte nur, habe ruhest du auch ... Paul Pichowski.

### Das Alter der Einsamkeit

Von H. Marten-Uffina.

Er war hoch in den Neunzigern. Sein Rücken war ein wenig gekrümmt, und der Kopf war vorgebeugt. Aber gesund und resam war er.

Jeden Morgen machte er — auf einenpaß — seinen vorchriftsmäßigen Spaziergang, ohne Rücksicht auf Wetter und Wind. Regnete es, so nahm er einfach seinen Regenstirn mit. Auf seinen Morgenmägen verlor er die wechselnde Jahreszeit, freute sich über die ersten grünen Knospen und Keime und konstatierte das Vorhandensein der ersten dünen Eischicht auf den Wassertöpfen.

Wenn er nach Hause kam, hatte die Wirtshoflerin das Frühstück parat. Er aß mit gutem Appetit, zündete sich seine lange Pfeife an, legte sich auf seine Chaiselongue — und schlief ein. Dann wurde die Pfeife von der Hausbälterin distriert entfernt. Sein gegenwärtiger Hausgeiß war 63 Jahre alt. Es war die vierte der Reihe. Er hatte ja immer „ältere Damen im besten Alter“ erwählt, wie er zu sagen pflegte. Die drei ersten hatten ihm treu und trefflich anstöß, zehn und vierzehn Jahre geblieben. Dann waren sie gestorben — alle im Alter zwischen siebzig und achtzig.

Seine letzte Wirtshoflerin war erst ein Jahr bei ihm. Aber er hoffte aufrichtig, daß sie bis zu ihrem Tode bei ihm bleiben werde. Nichts war natürlicher. Daß er selber vor ihr sterben könne, fiel ihm nicht ein.

Warum sollte er denn sterben? Wenn die Leute hingenen und starben, so war das ihre eigene Schuld. Unbedingt! Dann waren sie eben irgendwie unvorsichtig sich selbst gegenüber gewesen. Das konnte man sich leicht ausrechnen.

Wie gesagt: Er würde nicht sterben. Er war all seiner Lebtag außerst vorsichtig gewesen. Hatte im Winter Galoschen getragen und im Sommer Stiefel mit doppelten Sohlen. Er packte sich immer auf ein — da machte es nichts aus, wenn man bei jedem Wetter an die frische Luft ging. Das war nur gesund.

Alkohol hatte er nie genossen. Der zerhörte die Nerven. Und Tabak gönnte er sich nur mit Maßen. Rauchte höchstens zwei Pfeifen am Tage — und zwar nikotinfreien Tabak.

Gewürze nahm er nicht zum Essen — das schade der Verdauung, sagte er. Über jeden Abend, bevor er das Licht auslöschte, trank er eine Tasse Kamillentee.

Voraufr er sofort einschloß.

An dem Tage, an dem er hundert Jahre alt wurde, gelobte er sich stillschweigend, nie sterben zu wollen. Unter keinen Umständen. Es ging ihm ja so gut und wohl hier auf Erden.

Trotzdem wurde er ein wenig wehmütig gestimmt, als die Stuben sich im Laufe des Tages mit seinen Kindeskindern und deren Kindern füllten, die kamen, um ihm anlässlich des Geburtstages Glück zu wünschen.

Er entbedrte etwas. Eine gewisse Peere glitt in die Stube und schien ein Scheibemund zu bilden zwischen ihm und den Kindeskindern, sowie deren Kindern.

Die Sonne hatten sie aufgegeben. Waren von früh bis spät auf den Beinen gewesen. Hatten sie Mühe auf ihre Gesundheit genommen — nie an die Grenzen ihrer Kraft gedacht. Datten vom Morgen bis zum Abend am Telefon gebangt, sich des Nachts mit forcierten Geschäftstreffen ruiniert. Nahmen sie sich endlich einmal Ferien, so machten sie halsbrecherische Automobilfahrten oder gefährliche Segelpartien. Und all das war gleich einvernehmlich. Über tüchtige Menschen waren es gewesen — und Geld hatten sie verdient.

Die Töchter hatten sich mit Männern des gleichen raffines Tops verheiratet.

Und nun waren sie tot — alle seine sieben Mädel und gefunden Sunen! Schlechteste aufgerieben!

Inständig — wie er selbst es getan hatte — aus dem Geschäft zurückzuziehen, solange es noch Zeit war.

Die Augen des Greises wurden feucht, und er wurde schweigsam und verstimmt.

Die Familie merkte es und ließ ihn allein.

Großvater, Urgroßvater, Urgroßvater mußte sich ausruhen. Er mußte fröhlich sein, wenn seine Majestät komme. — Um vier Uhr hielt das königliche Automobil vor der Tür.

Auf der Straße scharten sich die Menschen. Zwei Schulkleute, die vorher ihre Anweisungen erhalten hatten, traten sofort in Funktion.

Der Hundertjährige sah das Ganze von seinem Fenster mit an — er war gerade von einem Schlafschon erwacht.

Der König trat ein. Und der Greis erhob sich, gesund und beweglich wie ein Fünfundzighjähriger. „Em. Majestät!“

Er war überwältigt.

Die halbe Stunde unterließ er sich mit dem König — lebend. Er war nicht dazu zu bewegen, sich zu fügen.

Schließlich bestiegte Seine Majestät einen Orden auf dem Aufschon seines Kodes.

Das war der Clou des Tages.

Am Abend kam die Reaktion.

Er begann daran zu zweifeln, daß er den Mut haben werde, so lange zu leben, wie er beabsichtigte: immer.

Was „immer“ bedeutete, war ihm kaum ganz klar.

Ob er den Mut haben würde, seine Enkel zu sehen und deren Kinder — und deren Kinder auch? Zusehen, wie alle, die lebt auf der Erde lebten, Krankheit und Alter erlagen, und selbst weiterzuleben?

Und nun von neuem reate sich in ihm die Sehnsucht nach seinen eigenen Söhnen und Töchtern. Stärker und inniger als je.

Und die Sehnsucht nach alten Freunden klopfte an.

Dann aber lernte er resolut seine Tasse mit Kamillente, löschte die Nacht, und schlief ein — auf der Stelle.

Am nächsten Morgen erwachte er frisch, froh und ausgerubt wie gewöhnlich.

Eines Tages wurde er krank.

Im Rücken fing es an. Es schmerzte und riß dort mit unheimlicher Heftigkeit. Er war gerade auf seinem Morgenpaziergang und mußte sich auf eine Bank setzen.

Lange blieb er dort sitzen — er konnte nicht aufstehen.

Endlich erhob er sich doch und wankte nach Hause. Er konnte sich nicht dazu entschließen, einen Wagen zu nehmen.

Seine Hausbälterin, die selbst auch in der letzten Zeit gekränkelt hatte, brachte ihn mit Mühe zu Bett und schickte zum Arzt.

Als der Arzt kam, lag der Greis in Fieberphantasien.

Es wurde eine lanawierige Geschichte.

„Ihr Großvater hat eine unbedeutende Konstitution!“ sagte der Doktor eines Tages zu der Enkelin des Patienten, die zusammen mit einer Krankenschwester den Greis pflegte. Die siebzighjährige Hausbälterin war zu nichts mehr nütze. — „Er kann's überleben. Er ist jetzt hundertunddrei Jahre, nicht wahr?“

Die Enkelin nickte.

Bald darauf erkrankte sich der Arzt.

Dem Alten ging es schlechter und schlechter. Das Fieber arbeitete in ihm Tag und Nacht.

Der Arzt begann den Kopf zu schütteln.

Aber eines Nachts entran er der Macht des Fiebers — und machte wieder klar. Er dachte an den Tod, dem er trosten wollte. Und er gelobte sich, nicht nachzugeben.

Er wollte leben.

Den Rest der Nacht lag er wach — als hätte er Angst davor, daß der Tod ihn überrumpeln werde, wenn er schlafte.

Erst gegen Morgen schlief er ein. Viel in gesunden, ruhigen Schlaf.

Die Krise war überstanden.

Ein paar Wochen später verließ er das Bett.

Alle haben, wie abgemagert er war.

Er sah es selbst. Er merkte, wie seine Hand stürrte, wenn er seine Pfeife anzünden wollte. Er stand auch nicht mehr fest auf den Beinen. Und seine Vagen waren schwächer geworden und füllten sich fortwährend mit Wasser. Mit dem Gebör war's ganz schlimm.

„Schwächling“, sagte er böhsisch zu sich selbst und versuchte, sich zusammenzunehmen.

Aber die Morgenpaziergänge gab er auf, und er blieb bis spät in den Tag hinein im Bett und döste.

Er hustete oft — ein sonderbarer trockener, hohler Husten war's. Und er wurde verdrießlich und reizbar.

Zwei Jahre darauf starb seine Hausbälterin — ganz plötzlich. Im Alter von zweihundsechzig Jahren.

„Wenn ich die Lebre ausgabe, dann spar ich aber, dann kaufen wir uns Möbel und heiraten!“, frohlockte der Junge.

„Ich heirate dich!“, sagte sie. Und regelmäßig fing sie an zu weinen und küste dazu: „Aber erst im Himmel!“

An einem schönen Sonntagmorgen, als es mit Gewalt Frühling werden sollte, gingen sie wieder in den Wald. In allem Blüten und Grün war das Mädchen traurig. Er tröstete sie, niemals würde sie krank werden. Sie wachte ja wie eine Kuh. Und da fiel sein Blick auf einen Baumstamm, der sich in melancholischer Gleichwie Bruder und Schwester wachsen die beiden Bäume auf. Ganz genau wie wir. Ich will unsere Klauen hineinschneiden, ganz hoch, damit sie niemand entdeckt.

Und er flücherte hinauf, schnitt des Mädchens Namen in den rechten Baum, seinen in den linken und um die Namen ein schönes Herz, durchbohrt mit einem Pfeil. So sicher, wie die Bäume aus einem Stamm wachsen, so sicher wüchste unsere Liebe aus dem Leben. — sagte der Junge und das Mädchen weinte, weil er das so schön gesagt hatte. Jetzt glaubte sie auch, daß sie am Leben bliebe. Sie wollte auch nicht mehr auf den Friedhof gehen. Eines Tages, es war im Herbst, ging der Junge allein in den Wald. Sein Viehchen war zu Bekannten auf die Kirmes gegangen. Tansen würde sie. Er aber suchte den Baum ihrer Liebe. Er suchte und fand nicht den Zweig. Trodem er die Zeichen fand, das Eisenst und den Nadelstich. Da, harr, wurde sein Leib von Entsetzen mit lauem Schnitt erschüttert, fast unsichtbar mit Lehm verklebt, nur ein Baum stand noch. Unruhe und Sehnsucht peinigten ihn, der Junge floss aus dem Wald und am Nachmittag ging er in das Dorf, wo die Kirmes war. Er wogte es nicht, sie zu bitten, vom Tans wegzulassen, ihr Vater und ihre Bettern und Cousins waren ja auch dabei.

Er lief in den Wald, bis er die Töne von Brummhals und Trompete nicht mehr hören konnte.

Am Abend traf er die Freundin mit dem Vater auf der Landstraße. Sie plauderten lustig und ihre Freude war so groß, daß der Junge gewiß eiferlühlig geworden wäre, wenn er nicht immer den Tod gelehrt hätte, der mit ihr getanzt.

Aber er sagte nichts.

Drei Tage später bekam sie einen Blutsturz. Dann lag sie noch bis in das nächste Frühjahr hinein. In den Tagen Wintertiefen starb sie.

Der Junge war in der langen Leidenszeit zum Manne gereift. Er weinte nicht. Nie mehr im Leben würde er eine Frau finden, als alte er.

Zu Eltern wurde er Geselle, er hatte die vier Jahre ausgedient. Aber er freute sich nicht. Die Gesellen hatten die Freude in ihm totgeschlagen.

Als es Herbst wurde, schlug man den ganzen Wald ab. Da ging er auf die Wanderschaft.

Er fing an, starke Zigarren zu rauchen und Schnaps zum Frühstück zu trinken.

Und bei schlechtem Wetter ging er ohne Galoschen aus. Und er bekam seine Schelle von der am weitesten Enkelin, bei der er jetzt wohnte.

Er wurde gesunder mit jedem Tag, der verging.

Seinen Urrenteln und Urrenteln kam er unheimlich vor.

Er selbst dachte manchmal daran, Selbstmord zu begehen. Bie leicht tat er's auch — niemand weiß es.

Er wurde hundertsechzehn Jahre alt — und zwei Monate, eine Woche und drei Tage.

Er wurde von einem Motorrad überfahren und starb auf dem Operationstisch.

(Mit besonderer Erlaubnis des Verlages Philipp Reclam jun. Leipzig, dem Buche „Auf nie wieder“ von Maxeen-Missin, Antierial-Bibliothek 6595 entnommen.)

## Der Baum des Lebens

Von Heinrich Lerch.

Er war siebzehn, sie war sechzehn Jahre.

Seit sie dem Glück der Schule entwachsen, schlug sie das Leben mit Anglist. Er war zu einem Meister in die Lebre gekommen, der ihn sinitig zum Schmied ausbilden wollte, und das war Schinderei. Die Gesellen pietakten ihn, der Meister höhnte ihn aus, wenn er sich bekoagte, und sie ließen seinen jungen Körper arbeiten, als sei er mit den Kräften eines ausgewachsenen Pferdes begabt.

Sie ging in die Näberei. Aber nach einem halben Jahr mußte sie zum Arzt, der ihr verbot, länger in die Fabrik zu gehen. Ihr Vater war an der Schwinducht gestorben, ihre zwei älteren Brüder starben, als sie ans verdienen kamen, und nun mußte sie allein die große Familie ernähren. Die Mutter hatte schon eine Nähmaschine angeschafft, sie nähte Nacht um Nacht, und am Tage machten die Kinder, wenn sie aus der Schule kamen, die Handarbeit. Aber zu verdienen war nicht viel. Denn, der Herr, der im Geschäft die abgeherten Seimarbeiten nachgab, riß alle nicht ganz sauberen Nähte auseinander, die Knöpfe ab, und sandte manchmal den ganzen Stapel ohne Löhnung zurück.

Meinend kam das Mädchen an die Schmiebe und getraute sich nicht nachhause.

Selbstverständlich riß er dem Meister aus, nahm den Baden und ging zur Mutter des Mädchens, schmor hoch und heiß dem garstigen Nachbar mit einem Schmiebedammer den Schädel einschlagen und versöhnte die Mutter.

Das Mädchen aber wurde von Tag zu Tag blässer.

Jeden Sonntag nach dem Hochamt gingen sie auf den kleinen Dorffriedhof, an die Gräber von Vater und Brüder. Hier allein fühlte sie sich glücklich. Als sie schweigend beieinanderstanden, kam ein Mann, der frug, warum sie hier ständen. Und sie erzählten ihm, daß das Mädchen krank sei. Da sog der Mann ein Papier aus der Tasche und schrieb darauf. Es war ein Rezept aus Weissenorlauf, Eltern und dem Seil verschieden Pflanzen sollte es gemischt werden. Und sie müßte ganz bestimmt gesund.

Als sie um Mittag nachhausekam, war der Mann bei ihrer Mutter und hatte sogar das Geld dazu unter das Tischstuch geklopfen.

## Wandern und Jagen zur Urzeit

Wandern und Jagen zur Urzeit

Wie mag es wohl vor Tausenden von Jahren in unserer deutschen Heimat ausgesehen haben? Wohl lebermann ist gelangt, auf diese Frage eine möglichst maßgebende Antwort zu erhalten. Eine solche ist neuerdings erfolgt durch die Veröffentlichung des Buches „K u i t u“ von Johannes Ledroit. Der Verfasser hat vorgebildete Forschung und verlässliche Vorkunde in seinen Dienst gestellt und ein wirklich lebenswarmes und geistreiches Volks- und Landschaftsbild verschollener Geschichtsperioden zu geistigem Desein erweckt. Kamentlich die Jugend wird diesen Erzählungen mit klopfenden Herzen folgen. Ledroit beginnt das neunte Buchkapitel, das wir teilweise als Probe wiedergeben, mit obiger Ueberschrift.

Wunderbarer Götterberst hat im Urwald des Taunus eingeleitet. Auf einer fernen Wiese, hinter der sich höher als ein Kirchturm schroff und steil ein mächtiger Felsrücken aus hartem Quarzit erhebt — jetzt heißt er grauer Stein —, glühen und blühen im milden Scheine der Herbstsonne die letzten Blumen. Uralte Eichen, deren Laub sich zu veräthern beginnt, umräumen das Wiesenfeld mit feiner Klaren, kräftig sprudelnden Quelle.

Da knittert's im Unterholz, das die Wiese umsäumt, und heraus tritt stolz und majestätisch der König des Urwaldes, ein Riese n h i r s c h. So groß wie ein Pferd ist er, kräftig und schlant zugleich. Auf dem Haupte trägt er ein mächtiges Schwanzgeweis, das weiter flakert, als ein Mensch die Arme ausspannen kann. Man begriff nicht, wie der im Vergleich dazu uralte Körper das massive Geweis tragen kann.

Sinter dem Hirsch erschienen eine Anzahl weiblicher Tiere; sie wollen alle zur Tränke. Ebe das holse Tier sich zum Wasser beugte, erbebt es seinen Kopf und sieht den besseren Hirschlaut aus, der ganz entfernt an das Bellen eines großen Hundes erinnert. Der Wald nimmt den Schrei auf und gibt ihn im Echo zurück. Nun löbt aus dem Walde der Schrei eines andern Hirsches. Das Tier hebt die Nüstern und ist die Ohren, schreit noch einmal kräftig. Der Laut aus dem Walde kommt näher und näher. Wie somit aus dem Kampfe lodend, klatet das Hin und Her der beiden Schreier.

Ganz nahe ist jetzt der Hirschlaut, das Getöse öffnet sich, und heraus tritt der andere Hirsch, fast ebenso groß und kräftig wie der erste; er stellt sich zum Kampfe um die Tiere des Rudels, will ihr

\*) Freiburg i. Br., Herder. Gebunden in Leinwand 4,80 M.

Da erhebt sich auf einmal vom Walde der wilde Geschrei, laut tönen die Kräfte durcheinander: Hullo! hullo! hullo! hullo! hullo! hullo! Erichredt fliebt der Rudel, ein Heines Hödern, und ihm folgt der Steier, im Dicksicht des Waldes Schutz vor der unbefangenen drohenden Gefahr zu suchen. Der sterbende Hirsch liegt allein auf der Wiese. Vom Walde her flitzen mit Bogen, Pfeil und Keulen bewaffnete Männer, nach nur mit einem Bendensturz aus Tierfell bekleidet. Schmerzhaft und angsterfüllt blüht das weidwunde Tier auf und versucht sich aufzurichten, vergebens, es fällt wieder zurück. Voll Freude sehen dies die Männer und eilen herau, das sterbende Tier mit ihren Knütteln zu erschlagen. Frohe Jubellaute stoßen sie aus, als das Tier erlegt ist, und frohe Jubellaute antworteten ihnen vom Walde her.

Frauen und Kinder eilen aus dem Walde und umbringen jubelnd das geödete Tier. Es sind kräftige unterfetzte Gestalten mit wildem Gesichtsausdruck, letzterer bedingt durch die vorfallende Mundpartie, die flache Stirn und die Knochenwülste unter den dichten Augenbrauen. Sie gleichen von heutigen Völkern am meisten den Australnegern. Die Farbe ihrer Haut ist vom Wetter gebräunt. Außer einem Lendensturz aus Tierellen tragen auch die Frauen keine Kleidung. Die Kinder gehen alle nackt. Das lange Haar der Männer fällt in Strähnen vom Haupte, die Frauen tragen ihr noch längeres Haar in abstrichenen Flechten. Fast alle Männer sind mit Bogen und Pfeilen, die sie in einem Fellsad auf dem Rücken tragen, sowie Keulen oder Dolanzen bewaffnet; Pfeile und Bogen sind aus hartem Holz. Einige Frauen tragen in Fellsäcken ihre kleinen Kinder, andere haben Kisten, die Steinwerkzeuge und Rundoorrat enthalten, auf dem Kopfe. Die Männer machen sich sofort an das Ausweiden und Enthäuten des Hirsches. Hieran bedienen sie sich ihrer Faustkeile, deren jeder einen in einer Kalle seines Lendensturzes als Waffe und Werkzeug bei sich trägt. Es waren dies mandelartig zugeflachte Feuersteine oder Opale und Quarzite, die bequem in der Hand rubten und sich gleich auf zum Stechen, Schneiden und Schlagen eigneten.

Eben ziehen zwei Männer die Haut des Hirsches am Bauch an und ein dritter löst ein Loch hinein, dieses durch Schneiden lobann erweiternd, so daß die andern bald das Fell beiseite schieben können, um den Leib des Tieres zu öffnen und die Eingeweide herauszunehmen. Das Blut fangen sie mit Kürbischalen auf, welche die Frauen ihren Laßsäcken entnehen.

Inzwischen haben Frauen und Kinder aus dem Walde Hen und Reihhahls geholt und dies zu einem kleinen Scheiterhaufen aufgestapelt. Einer der Männer holt ein Grasbüchel herbei, das er mitgebracht hatte, öffnet es, bläst hinein, legt trockenes Heu hinzu, und bald gibt's Rauch und Feuer, das zum Zünden des Holzstapels dient. Es sind einige Reste des Feuers vom letzten Lagerplatz, die man sorgfältig in frischem Gras geborzen hatte. Wir erleben ja ähnliche Zündungen noch heute oft bei unsern Feuern auf dem Feld. Unter den frischen grünen Partien stimmt das Feuer zuweilen tagelana, um auf einmal anaufzukornen.

Sie hatten da unten in der Gegend der Rheinegge beim heutigen Bingen auf einer Rheininsel fetter friedlich gehaunt, waren aber in der letzten Zeit durch eine Sabelkate sehr beunruhigt worden. Eine Frau und ein Kind waren ihr zum Opfer gefallen, drum gingen sie, sich eine gottlichere Stätte zu suchen. Der im Kampfe gefallene Hirsch war ihnen bei ihrer Wanderschaft natürlich eine willkommenes Beute. Eben schieben die Frauen die ihnen von den Männern gereinigten Eingeweide des Hirsches auf, um sie am Feuer zu braten; das Blut in den Kürbischalen stellen sie vorsichtig ans Feuer, damit es gerinne.

Aufmerksam, voll Ehbegierde, sehen die Kinder am Feuer. Die Männer aber mühen sich, das riesige Tier zu enthäuten. Eben sind sie damit fertig, man legt sich zum Mahle. Die Männer zerlegen alles mit ihren Faustkeilen und geben die Stücke Frauen und Kindern, die beim Essen sich der Hände und Zähne eifrig bedienen. Gewürzt wird das Fleisch mit Wähe.

Nach dem Mahle geben Frauen und Kinder in den Wald, dort Beeren, andere Früchte, Wurzeln und Pilze für das Mahl am Abend zu suchen. Auf einmal flitzen ein paar Knaben Schreckenslaute ausstößend herbei; die Männer horchen auf, rufen angitoll nach den Frauen und eilen mit diesen nach dem Walde, dabei ihre Bogen schußbereit vor sich haltend und ständig lähend.

Diese Stille bröcht mit einmal auf der fetter so belebten Wiese. Da knattert's wieder in den Zweigen derwärts, und der häßliche Kopf eines Tieres mit zwei fabelartig gebogenen mächtigen Bauern kommt zum Vorschein. Seine Blide sind auf dem erlösten Hirsch gerichtet, vorsichtig späht es nach allen Seiten, dann tritt es aus dem Dickicht; es ist eine fogen Sabelkate, etwas größer als ein Löwe, aber durch ihre Sabelkate furchbarer als dieser. Vorsichtig sich duckend, schleicht sie nach dem Hirsch zu, um sich zuletzt zu maß-